

[7]

## Der Kammerdiener des Kaisers.

Historischer Roman  
von J. Federjani-Weber.

Die Reise war für den General ein ewiger Kampf zwischen stillen Entzücken über die Dame, die sich seinem Schutze anvertraut hatte, und Zorn über sich; denn er war sich ja untreu geworden und hatte Wagemuth und Ruhe verloren. Er ritt dann stumm neben dem mit vier Rossen bespannten Wagen, in dem Donna Carolina und ihre Hofräulein saßen, und gab auf alle Fragen und Neben nur kurzen Bescheid; als aber die Markgräfin, durch sein verschlossenes Wesen verlezt, schwieg, ärgerte er sich wieder, daß sie nichts sprach und ihn keines Blickes würdigte.

Das waren Seelenqualen, die ihn zum ersten mal im Leben heimjuchten und bald mit süßer Lust, daß er neben der schönsten Frau reiten durfte, und bald wieder mit bitterer Reue über seine Nachgiebigkeit erfüllen.

Diese Gedanken verließen ihn auch nicht, als er im Zelte des Erzherzogs Matthias vor der Stadt Linz stand. Wie schwer wurde es ihm, demselben die plötzliche Ankunft der Markgräfin zu melden! Er zögerte so lange, bis der Erzherzog ihn durch die Frage zur Hilfe kam:

„Habt Ihr mir noch eine Freudenbotschaft zu bringen, Herr General?“

Dieser erwiderte hastig:

„Die Markgräfin Donna Carolina wünscht von Euch, kaiserliche Hoheit, empfangen zu werden!“

„Donna Carolina!“ brauste Erzherzog Matthias auf. „Wer hat ihr erlaubt, Preßburg zu verlassen?“

In diesem Augenblicke näherte sich ihm der Hochmeister, legte die Hand auf seine Schulter und sagte in mahnenstem Tone:

„Donna Carolina ist die Tochter des Kaisers!“ Diese wenigen Worte genügten, um den erzürnten Bruder zu besänftigen und daran zu erinnern, daß General Rußwurm nicht Zeuge seines Unwillens sein dürfe.

Er gab diesem einen Wink, daß er entlassen sei, und rief dem Hofherrn, welcher vor dem Zeltingange Wache hielt, zu: „Geleitet die Markgräfin Donna Carolina zu uns.“

Nach kurzer Zeit erschien sie im Zelte und warf sich dem Erzherzoge Matthias zu Füßen:

„Verzeihet, daß ich ohne Eure Erlaubniß Preßburg verlassen habe,“ flehte sie. „Es geschah aus Liebe zum kranken Vater.“

„Zum kranken Vater?“ fragte der Erzherzog erstaunt.

„Ich will nach Prag reisen und ihn pflegen.“

Ueber das Antlitz des Hochmeisters, der die Unterredung mit Spannung angehört hatte, zuckte ein Blitz der Freude, denn er sagte sich im Stillen:

„Donna Carolina ist vom Himmel gesandt, um den Bruder zu wissen, der vielleicht blutig enden wird, zu verhindern.“

Er trat zur Knieenden, hob sie empor und sagte mit vor Rührung zitternder Stimme:

„Du hast in mir einen Fürsprecher gefunden!“

Dann wandte er sich nach seinem Bruder und flüsterte diesem zu:

„Lasset die Tochter zum Vater ziehen. Sie allein ist im Stande, ihn aus dem Nege zu befreien, das sein Kammerdiener Philipp Lang um ihn gesponnen hat!“

Erzherzog Matthias sann eine Zeit lang nach und erwiderte dann:

„Ihr habt ein kluges Wort geredet. Donna Carolina soll sofort nach Prag reisen und dort für unsere Sache wirken.“

„Deine Bitte ist erfüllt,“ sagte er, sich zu ihr wendend. „Vielleicht gelingt es dir, den Kaiser zu überreden, daß er einen Wittregenten erwählt.“

„Es soll das geschehen, was Ihr verlangt, lieber Oheim,“ erwiderte die Markgräfin. „Wer wird mich nach Prag geleiten?“

„Derfelbe Mann,“ gab der Erzherzog Matthias zur Antwort, „der dich aus Preßburg hierher geführt hat.“

Eine flammende Röthe lohte über das Antlitz der Donna Carolina, und sie senkte, ohne ein Wort zu erwidern, das Haupt. Auf den Befehl des Erzherzogs mußte der Hofherr, der am Zeltingange stand, den General Rußwurm herbeirufen, und als dieser erschien, empfing ihn Matthias mit den Worten:

„Ihr müßt Euch wieder reisefertig machen und die Markgräfin nach Prag geleiten.“

Rußwurm stand, als er diesen Auftrag hörte, regungslos wie ein Marmorbild und rang vergebens nach Fassung; als ihm dies endlich gelungen war, erwiderte er, die Worte mühsam aus den Lippen pressend:

„Ich gehorche Eurem Befehle, kaiserliche Hoheit!“

Er wagte es aber nicht, die Dame, die wieder seinem Schutze anvertraut worden, anzublicken und ließ in seiner Besessenheit den Federhut zur Erde fallen; er bemerkte dies erst in dem Augenblicke, wo er das Zelt verließ.

Der Hochmeister, Erzherzog Maximilian, der wohl das jähe Erröthen der Markgräfin, als auch die Fassungslosigkeit des Generals gesehen hatte, reichte dem letzteren die Hand und sagte, während ein schelmisches Lächeln um seine Lippen flog: „Reiset unter Gottes und der heiligen Jungfrau Schirm!.. Ich brauche Euch wohl nicht aus Herz zu legen, daß Ihr die Tochter des Kaisers wie Euren Angelpfen hüten sollt!“

Und zu Donna Carolina sprach er, als sie nach der Entfernung des Generals Abschied nahm:

„Rußwurm gilt als Weiberfeind. Das kann Euch nur lieb sein, denn Ihr werdet während der Reise durch keine Zubringlichkeit belästigt werden.“

Am Abende dieses Tages zog eine Reiterschaar über die Donaubrücke und lenkte am jenseitigen Ufer die Rosse auf die Heerstraße, welche nach Böhmen führte. In der Mitte dieser Schaar rollte der Wagen, in dem die Markgräfin Donna Carolina und ihre Hofräulein saßen. Der Führer aber dieser Schaar war General v. Rußwurm.

Wie ganz anders gestaltete sich aber heute die Reise für ihn.

Als er die Markgräfin zum Wagen geleitete und in denselben hob, hatte sie ihm die Hand gereicht und mit warmen Blicken gesagt:

„Ich bin glücklich, daß Ihr, Herr General, wieder mein Ritter sein wollt!“

Diese Blicke und huldvollen Worte gaben ihm seine frühere Unbefangenheit wieder, und er widerlegte während der ganzen Reise sowohl in Rede als Benehmen die Beschuldigung des Hochmeisters: „Rußwurm gilt als Weiberfeind,“ auf das glänzendste. Auch Donna Carolina war anders gelaunt als bei der ersten Reise, denn sie fand gar keinen Anlaß mehr, über das verschlossene Wesen ihres Ritters zu klagen.

Sie plauderte mit ihm über Krieg und Hofleben, während er neben dem Wagen ritt, in den Herbergen aber, wo sie Rast hielten und keine Lauscher fürchteten, über die Schicksale, die beide erlebt hatten.

Als nach mehreren Tagen die Thürme der Stadt Prag in der Ferne schimmerten und die Mauern des Stadtschloß auftauchten, empfanden beide bitteres Leid, daß die Reise schon ihr Ende gefunden. Der Zug hielt vor der Pforte des Karmeliterinnen-Klosters, in dem die Markgräfin Herberge nehmen wollte.

In dem Augenblicke, wo sie die Schwelle des Nonnenhauses überschreiten wollte, reichte sie dem General Rußwurm die Hand mit einem so warmen Drucke, daß er zum ersten male es wagte, auf dieselbe einen heißen Kuß zu drücken.

Dann schauten sie sich noch einmal mit langen Blicken in

die Augen und schieden wie zwei von einander, die sich für das ganze Leben lieb und treu sein wollen.

4.

Der Kammerdiener des Kaisers, Philipp Lang, hatte sich am buschumgrüntem Ufer des Moldaunflusses, das längs der Kleinsseite hinzog, ein stattliches Haus erbauen lassen; es lag abwärts der Stadt und war durch einen tiefen, mit Wasser gefüllten Graben von Straße und Wiesenland getrennt.

Außer von diesem Graben war es noch von Ringmauern umsäumt, die, mit Eckthürmen und niedrigen Zinnen bewehrt, dem Hause das Ansehen einer Burg verliehen und errathen ließen, daß der Besizer beim Bau an die Möglichkeit einer Belagerung gedacht hatte.

Obwohl nur Feldwege und Pfade, die zwischen Busch und Strauchwerk hinliefen, nach dem Hause führten, so waren sie doch viel belebter als die Heerstraße und die Gassen der Kleinsseite. Zu jeder Tageszeit wanderten nicht allein Fußgänger aus allen Ständen nach der Befestigung, sondern auch Reiter und Wagen, in denen kirchliche Würdenträger, Abelige, Hofherren und Patrizier saßen, zogen in endloser Reihe dorthin.

Diese Besucher, von denen dem Kammerdiener des Kaisers wie einem Fürsten gehuldigt wurde, bewiesen, daß das Volk recht hatte, wenn es sagte:

„Philipp Lang ist heute der Herr im Reiche!“

An einem Frühlingstage des Jahres 1606 war das Haus des Kammerdieners zu einem Feste geschmückt. Die Thore, die sonst geschlossen und scharf bewacht waren, standen offen, und in dem Hofe gingen hunderte von Dienern in bunten Kleibern und Bogenschützen der kaiserlichen Leibwache auf und nieder, während ihre Herren im reichen Staate ihres Amtes und Standes die Marmortreppe emporstiegen, welche nach dem ersten Stockwerke führte.

Dort lag eine Flucht von Gelassen und Sälen, die mit wahrhaft fürstlicher Pracht ausgestattet waren. Wohin das Auge blickte, gab es Brunnmöbel mit Damast und Sammetbezügen, venetianische Spiegel, Lichtträger und Kronleuchter aus getriebnem Silber, Teppiche und Decken, die aus dem Orient stammten, und allerlei Hausrath, der entweder durch kunstvolle Arbeit oder wegen des kostbaren Stoffes, aus dem er gefertigt, auffiel.

In dem Saale, der vor dem Gemache des allmächtigen Kammerdieners lag, drängten sich Fürsten, Bischöfe und kaiserliche Beamte, denn es war heute großer Empfang.

Zwischen den Wartenden gingen die Vertrauten des Philipp Lang auf und nieder und knüpften bald mit diesem und bald mit jenem ein leises Gespräch an; jedes endigte damit, daß sich beide wie zum Gruße die Hände reichten. So oft dies geschah, blickten die Anwesenden zur Seite, denn keiner wollte das sehen, was er vielleicht eine Minute später selbst thun wollte oder schon gethan hatte.

Jeder Besucher hatte, während seine Hand in der des Vertrauten lag, eine Rolle Goldstücke in dieselbe gedrückt; das war der Preis, für den er sich die Audienz beim Kammerdiener des Kaisers erkaufte.

Ohne diesen Gold wurde niemand von ihm empfangen.

Während dieses offen betriebenen Schachens ruhte die Thüre, welche nach dem Gemache des Hausherrn führte, niemals in den Angeln, beim Fürsten, Höflinge, die sich um Kammerdiener warben, und Wittsteller jeden Standes begehrten Einlaß.

Setzt überschritten drei Priester in violettfarbigen Gewändern und mit goldenen Kreuzen, die an der Brust hingen, geschmückt, die Schwelle.

Philipp Lang saß in einem hochlehnten Sessel, der mit gelbem Sammet überzogen war, und trug einen scharlachrothen Leibrock, weiße Seidenstrümpfe und Schuhe aus rothem Leder.

Um seinen Hals war eine schwergoldene Kette mit dem Bildnisse des Kaisers geschlungen, und seine Finger zierten edelsteinbesetzte Ringe.

Wie ganz anders zeigte er sich hier in Geberden, Mienen und Haltung, als in der Hofburg, während er dem Kaiser aufwartete.

Er blieb, während die Priester sich tief verneigten, mit stolz erhobenem Haupte sitzen und erwiderte kaum ihren Gruß.

Ihr Führer, ein Prior, sprach:

„Die Propstei St. Morand bei Georghthal im Elsaß entbietet Euch, dem neuen Schirmvogte, ihre Huldigung.“

„Meine Wahl zum Schutzherrn der Propstei,“ fuhr ihn der Kammerdiener des Kaisers an, „ist Euch schwer geworden. Ihr sollt mir dafür hüßen. Wie viel habt Ihr jährlich meinem Vorgänger, dem Erzherzog Ferdinand, für die Verwaltung bezahlt?“

„Tausend Goldgulden,“ erwiderte der greise Priester. „Der Erzherzog hat aber das Geld sofort unter die Armen vertheilt.“

Ein boshaftes Lächeln zuckte um die wulstigen Lippen des Kammerdieners.

„Ich weiß, daß Ihr nur auf Befehl des Kaisers meine Wahl zum Schirmvogt beschlossen habt. Euer Mann wäre der Bischof von Straßburg gewesen.“

„Ihr habt ein wahres Wort geredet, Herr Philipp Lang,“ antwortete ihm ein junger Priester, dem das dünnleuchtende Benehmen desselben die Zornröthe ins Gesicht getrieben hatte. „Wir würden Euch, der nicht unseres Glaubens ist, niemals gewählt haben!“

„Dafür sollt Ihr mir auch das Zehnfache bezahlen!“ rief der Kammerdiener des Kaisers wüthend.

„Ich fordere für die Verwaltung der Propstei zehntausend Goldgulden.“

Ehe die Priester ein Wort erwidern konnten, wandte er sich ab und begrüßte, indem er sich vom Sitze erhob, den Fürsten von Anhalt, der eben eingetreten war.

„Willkommen, Serenissime!“

Er that dies in einem so vertrauten Tone, daß der Fürst plötzlich seine Schritte hemmte und wartete, bis die drei Priester das Gemach verlassen hatten.

„Ich begehre eine Audienz beim Kaiser,“ sagte der Fürst und näherte sich dem Tische, vor dem der Kammerdiener gesessen hatte.

„Ihr kennt die Bedingungen,“ erwiderte dieser, „unter denen Euch Seine Majestät empfangen wird.“

Statt einer Antwort legte der Fürst von Anhalt eine Rolle, die zweihundert Dukaten enthielt, auf den Tisch und fragte:

„Genügt dies?“

Philipp schien die Frage nicht zu hören und erwiderte kurz:

„Ich werde heute um die Mitternachtsstunde Serenissimum in der Hofburg erwarten, um Sie zum Kaiser zu geleiten.“

(Fortf. folgt.)

## Der betrogene Betrüger.

Von P. J. Rosegger.

Zur Zeit, als Napoleon, der große — Menschenverächter, unser liebes Oesterreich französisch machen wollte und mehrere Alpenländer schon gewonnen zu haben glaubte, wurde in einem kärntnerischen Dorfe ein Ehrenmann zum, sagen wir, französischen Bezirkshauptmann gemacht. Der Ehrenmann war zwar urberntischen Geblütes, aber er dachte: besser ein französischer Herr, als ein deutscher Bettler. Uebrigens dachte er weder ans Deutsche, noch ans Oesterreichische, noch ans Französische, noch ans Nörrische, noch ans Kärntnerische, sondern weißlich und fürsorglich nur an sich selber. Seine Politik war das Geld, seine Religion war das Geld, seine Vaterlands- und seine Menschenliebe war das liebe Geld. Wenn ich genug Geld habe, so mochte er denken, dann bin ich so hoch geehrt wie der Kaiser Franz, so heilig wie der Papst, so mächtig wie der Napoleon. Wer kein Geld hat, der ist ein Lump.

Nun, du braber Hauptmann Krausel, wenn wir französischer

Bezirkshauptmann sind, da läßt sich allerlei machen, aus Steinen kann man Thaler schlagen, aus Ochsen Butter melken und aus dummen Bauern kann man . . . nun wir werden ja sehen. Er war zwar selber ein Bauer, der Hauptmann Krausel, um so besser, so weiß er, bei welchem Thürlein man dem Bauer ins Haus und in die Seele steigen kann. Hineinsteigen als guter Freund, heraus-schleichen als . . . nun wir werden ja sehen.

Der Hauptmann Krausel hatte einen Nachbar, das war der Hans Rothpelz. Der Hans war ein Menich nach dem alten Schlage, hielt nichts auf den französischen Schwindel, und sein Stolz und seine Zuberficht war der Kaiser Franz. Mit dem Kaiser Franz hatte Hans Rothpelz sogar einmal gesprochen und wenn er dereinst sterben wird und der Engel fragt seine arme Seele: Was hast du Gutes gethan auf Erden? so wird der Hans getrost antworten: Ich habe mit dem Kaiser Franz gesprochen. Alsdann wird der Engel sagen: Meine Achtung! und wird ihn



ins Himmelreich führen. Gewesen war's bei einer Abordnung wegen eines Waldprozesses, den seine Gemeinde mit dem Burggrafen hatte. Also reiste der Hans mit noch zwei Anderen nach Wien und er war der Sprechwart. Als er aber inmitten der unerhörten Pracht vor dem Kaiser stand, da fiel dem Hans nichts ein. Der Kaiser schaute ihn an und er schaute den Kaiser an und fiel ihm nichts ein und war's, als hätte er die Gehirn lähmung. Doch so viel dämmerte dem kärntner Bauern, gelagt mußte was werden, und zwar etwas Höfliches, daher machte er den Mund auf und schrie den Kaiser an: „Aber aus'scham thun Sie sehr gut!“ — Weiter verlaunt uns nichts von derselbigen Audienz, wir hoffen, daß sie die besten Folgen gehabt haben wird. Auf jeden Fall war und blieb dem Bauer Hans Rothpelz die Erinnerung, daß er mit dem Kaiser Franz gesprochen habe, das Licht seines Lebens.

Weil der Hans also ein guter Oesterreicher war, so versteht es sich von selbst, daß er seine guten österreichischen Silberzwanziger und Silbergulden und Silberthaler vor den französischen Klauen zu bewahren suchte.

Der Hauptmann Krausel wußte es, daß sein Nachbar Hans Geld besaß, aber er wußte nicht wo und wie viel, und er sann auf Mittel und Wege, mit demselben Bekanntschaft zu machen.

Eines Tages, als der Hauptmann dem Hans auf der Gasse begegnete, gesellte er sich zu ihm und sagte: „Du schaust halt immer vergnüglich drein, Nachbar!“

„Warum denn nicht?“ fragte der Hans Rothpelz, „das Traurigsein verdirbt den Magen, und verdorbener Magen macht noch trauriger.“

„Du denkst halt immer klug, Nachbar,“ meinte wieder der Hauptmann Krausel. „Daß ich dir's nur gestehe, ich trau' dem Landfrieden nicht. Wir kriegen heuer noch einen Kummel, der größer ist als alle bisherigen. Denke an mich, Freund. Nichts wird mehr sicher sein. Das Vieh werden sie uns aus dem Stall treiben, das Korn vom Kasten tragen und die silbernen Ketten werden sie unseren Frauen vom Hals zwicken. Wirft es sehen.“

„Die Franzosen?“

„Die Franzosen oder die Kaiserlichen oder unsere Leute selber, es ist alles eins, wir werden ausgeraubt!“

„Mein Gott, du drehst mir den Magen um mit deinem Reden. Was soll man denn machen?“ so der Hans.

„Das Klügste wäre,“ antwortete der Hauptmann, „alle Fahrnisse verkaufen und das Geld irgendwo sicher vergaben.“

Der Hans blieb stehen und sagte: „Hauptmann, das ist kein schlechter Gedanke. Und wenn der Kaiser Franz obenan ist, macher graben wir das Geld wieder aus.“

„Ich wüßte einen guten Platz, wo kein Mensch hinkommt, wo es ganz sicher ist. Nachbar, vergaben wir miteinander unseren Sparpfennig.“

„Das thut mich wohl recht gefreuen von dir,“ sagte der Hans gerührt und dachte: Es ist viel werth, wenn man so Einen zum Freund hat. Er weiß alles und ist fürsichtig. Dann ging er heim, verkaufte eine Kuh mit dem Kalb, sechs Säcke Korn und ein Bündel Wolle. Mehr brachte er nicht an den Mann.

Das Geld that er zu seinem übrigen Baaren und kam damit zum Hauptmann Krausel. Jetzt thäte er halt bitten, er wäre mit seinem Sackel bereit.

„Geschick bist, Nachbar!“ antwortete der Krausel. „Wenn's finster wird, gehen wir.“

Und so war's; als es finster ward, gingen sie. Schlichen mit ihren Säcken, in welchen eiserne Töpfe waren, am Raine hin, schlugen sich in die Büsche und stiegen hinab in die Waldschlucht. Dort mußte der Hauptmann Krausel zwischen Felsblöcken und Dornengestrüppe einen verborgenen Ort. Und feierlich, als ob sie ein Grab grüben für jemanden, den sie lieb gehabt, scharren sie ein tiefes Loch aus und senkten die eisernen Töpfe hinab, daß einer neben dem anderen stand, trautam wie ein Ehepaar, aber ein unfruchtbares, denn ein vergrabener Schatz trägt keine Zinsen.

„Besser das Kapital allein gerettet, als mitkamm den Zinsen verloren,“ sagte der Krausel, das war die Grabrede gewesen und hernach gingen sie von dannen. An der Linde vor dem Dorfe, wo sie sich trennen sollten, nahmen sie sich gegenseitig den Eid ab, die Stelle niemandem zu verrathen; der Krausel hob bei diesem Eide alle zehn Finger auf, kräftiger kann man nicht mehr schwören.

Der Hans Rothpelz war nun beruhigt, aber nicht auf lange. In einer Nacht hatte er einen schweren Traum, so schwer, als ob zwei volle Eientöpfe ihm auf der Brust ständen. Wie können

die Töpfe ihm auf der Brust stehen, wenn sie in der Waldschlucht wohl vergraben sind? Oder sollten sie gar nicht mehr dort sein? Wenn vergrabene Erbsen aus der Erde hervordachsen, warum nicht auch vergrabene Thaler? — So unheimlich ward dem Manne, daß er eines Abends spät in die Schlucht ging und nachgrub, um zu sehen, ob die Schätze wohl richtig schliefen. Und fand — das Nest leer.

Das ist sauber! Hans Rothpelz, jetzt sind wir geprellt. Aber nur den Kopf aufrecht! Das Geld hat kein Anderer als der Hauptmann Krausel. Der hat uns auf solch seine Art unieren Rothpfennig herausgelockt. O, du verdamnter Schelm! — Aber wenn wir jetzt zu ihm gehen und ihn scharf anpacken, so leugnet er den ganzen Teufel ab und läßt uns noch in den Kotter steden. Natürlich, bei den unruhigen Zeiten kann ja auch wer anderer nachgegraben und das Geld gestohlen haben und die welschen Beamten, die mit dem Hauptmann unter einer Decke dächeln, helfen ihm aus und drücken uns in die Schlamm! — Was ist da zu machen?

Der Hans Rothpelz sinnt nach. Wenn bei diesem Spiel die List erlaubt ist, so werde es halt auch ich damit probiren. Er scharrt das leere Loch wieder zu, thut dürres Laub und Moos darüber und geht heim. Am nächsten Tage besucht er freundlich und vertraulich den Hauptmann Krausel. Der ist etwas unwirsch, als hätte er nicht Zeit, und der Nachbar möchte ein anderes mal kommen.

„Ich kann auch ein anderes mal kommen,“ sagte der Hans. „Ich hab dir nur sagen wollen, Kamerad, daß mir angst und bang ist. O guter Kaiser Franz, die Zeit wird immer kritischer! Vor ein paar Tagen haben sie mir meinen ganzen Hühnerstall ausgeplündert. Nächstens fürcht' ich, geht's ans Rindvieh. So hab ich heute mein letztes Paar Ochsen verkauft, und das Geld dafür, im Haus ist's nicht sicher — so möchte ich's halt gleich zu dem anderen thun, in der Schlucht. Was meinst du?“

Ungleich war der Hauptmann süß wie eine überreife Feige. Neue Hoffnung ging ihm auf.

„Klug bist, Nachbar, immer klug!“ lachte er und hieb ihm die Hand auf die Achsel. „Trag's nur alles hinaus, was du hast, ich geh gern mit. Nur heute hab ich nicht Zeit; du siehst den Tisch voller Fezen da. Die müssen heute noch aufgearbeitet werden. Morgen, wenn's finster wird, erwarte mich hinter der Linde am Raine.“

„Gut ist's,“ sagte der Hans.

„Necht ist's,“ sagte der Krausel, „und jetzt sei so gut und fahr ab.“

Als der Nachbar fort war, rieb der Hauptmann sich vergnügt die Hände. Werden wir halt einen neuen Gang machen, mein lieber dummer Hans! — In der nächsten Nacht trug er mit harter Mühe die beiden inhaltlicheren Töpfe wieder hinaus in die Schlucht und vergrub sie an der bestimmten Stelle.

Und an dem darauf folgenden Abend gingen beide zusammen. Der Hans trug sein Säcklein mit Silbergeld. „Bei der Gelegenheit,“ sagte er, „können wir gleich nachsehen, ob das Geld nicht etwa rostet.“

„Kein Sorg,“ antwortete der Krausel. „Silbergeld rostet nicht.“

Sie kamen zur Stelle. Durch das Baumgezweige nieder blinkte das Mondlicht, aber den beiden Männern war nicht romantisch zumuthe, sie hatten — und jeder in seiner Art — weltlichere Gefühle. Sie scharren die Grube auf. Da standen die Töpfe unverehrt mit ihrem Inhalte, wie sie einst hineingestellt wurden.

„So, ja,“ sagte der Hauptmann, „der Erdboden ist freilich die verlässlichste Sparrasse. Siehst du, Kamerad, wie alles in bester Ordnung ist!“

Der Hans Rothpelz stand ein Weilschen wie sinnend da. Möglich sagte er: „Weißt du was, Hauptmann, mir gefällt's doch nicht ganz. Das Silber kann freilich nicht rosten, aber die Eientöpfe können rosten, und das taugt auch dem Silber nicht. Ich will doch lieber meinen Theil mit heim tragen, vielleicht finde ich anderswo ein trockenes Plagel dafür. Und wenn's schon sonst gar nicht geht, so schick ich es lieber dem Kaiser Franz. Da drinnen laß ich's auf keinen Fall. Denn man kann nicht wissen . . .“

Nahm seinen Schatz heraus und eilte damit rasch davon.

Der Hauptmann Krausel stand da, der Mond lugte auf sein sehr länglich gewordenes Gesicht und lachte ihn aus.

## Bunte Zeitung.

\* **Der Zopf, der hängt ihm hinten!** Von allen Garnisonsplagen der guten alten Zeit — so schreibt man — war der Zopf die beschwerlichste. Waren Pferde, Reitzzeug, Waffen und alles gepußt, dann blieb noch die mühsame Kopf-toilette übrig, und gerade bei dieser mußte die größte Pünktlichkeit und Sorgfalt beobachtet werden. Jeder hatte das bestimmte Maß für die ganze Länge des Zopfes, für die Länge der Bandwicklung und wie weit diese vom Nacken entfernt sein durfte. Sogar die Länge des am Ende befindlichen Haarbüchels war genau be-

stimmt. Die hinter den Ohren unabhängigen nicht in den Zopf eingebundenen Seitenhaare mußten genau bei den Ohrknöpfchen abgesehritten werden. Wer sie nur einen halben Zoll länger wachsen ließ, war ein „Seitlänger“, „Scheerenhelfer“ und „Romödiante.“ Das waren aber nur die Ehrenprädikate, das gewöhnliche hieß: „Verdamnter Windbeutel.“ Die Soldaten triffen einander selbst, aber es gab unter zehn kaum einen, der einen tüchtigen, parademäßigen Zopf mit einem schönen Kammschiff von Pomade zuwege brachte. Da mußten nun manche Stundenlang warten, bis die Reihe an sie kam, dabei verließ die Zeit, wo zur Parade oder zum Exercieren ausgerückt wurde, und

Es saß oft noch mancher arme Teufel in Hölle Angst, ohne daß sein Kopf gemacht war, und ein Kamerad erbarnte sich endlich noch seiner und wickelte ihm ein schlechtes Ding zurecht, bei dessen Vollendung oft nicht so viel Zeit übrig blieb, den überflüssigen Ruder aus dem Gesicht zu entfernen, was gewöhnlich ein paar Fuchseln mit den allezeit fertigen Klängen des Wachtmeisters oder Lieutenants eintrug. Mit dem Rufen der Waffen wurde es bei weitem nicht so streng genommen wie mit den Bösen, und hier ließ sich der Wachtmeister eher eine Entschuldigung, mitunter auch seinen Schwanz als Ausrede gefallen, wenn sie nur eigentümlich war.

**\* Unter Kannibalen.** Von Neu-Seeland ist der österr. reichliche Reisende Reischel nach Wien zurückgekehrt, dem es gelang, auf der Nordinsel in das Reich des Maori-Königs Tawhiao einzudringen, als dieser noch nicht unterjocht war. Damals war der Eintritt in das Reich des maorischen Königs allen Weißen strenge untersagt. Zunächst wurde dem Reisenden der Lebertritt auf das linke Wai-pau-er von einem ihm entgegengekommenen Abolung absolut verboten. Da Reischel aber die Sprache der Eingeborenen trefflich sprach, auch verlockende Geschenke mitgebracht hatte und schließlich die feierliche Versicherung abgab, daß er als Freund Tawhiao's käme, ward ihm nach dreitägigen Debatten der königliche Befehl, er dürfe als Gast Seiner Majestät das Land betreten, doch habe sich Reischel allen Weisungen seiner schwarzen Gastfreunde zu fügen. Hierauf ritt der Abgesandte des Königs noch ungefähr drei Stunden den Strom aufwärts und da er, an einer von Menschen wohl selten aufgesuchten Stelle, wurde der Strom passiert. Alles geschah heimlich. Am linken Ufer angelangt — vorher schon wurde dem Reisenden das gesammte Gepäck durch einen Maori abgenommen — begrüßte ihn die zahlreiche Maoriverammlung in feierlicher Weise. Tawhiao ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand, setzte sich hierauf nieder und indem er den Kopf gegen die Erde neigte, gab Seine Majestät einen langgedehnten Klagen-ton, ein Zeichen besonderer Liebeshuldigung, von sich. Nachdem sich der König eine Weile mit Reischel unterhalten hatte, kam das feierliche — Nasenreiben an die Tour, die höchste Gunstbezeugung, die einem Weißen zu teil werden kann. Nach dieser Ceremonie geleitete Seine Majestät den Fremdling in die Hütte der Königin, welche zur Rechten des Tages einen europäischeren — Wadenmantel, auf dessen Rückseite alle möglichen Tierarten abgebildet waren, angelegt hatte. Da Ihre Majestät sonst nichts, nicht einmal Schuhe, an hatte, machte ihre Erscheinung einen die Lachmuskeln zitternden Eindruck. Die hohe Frau gerubte, bei dem darauffolgenden Diner höchst eigenhändig gerösteten Mal und Kumeru, eine Art süßer Erdäpfel, dem Gaste zu serviren. Ueberhaupt benahm sich die Königin höchst gravitätisch und anstandslos. Nach aufgehobener Tafel wurden allerhand Spiele aufgeführt und zum Schluß folgten Kriegstänze und Pferderennen. Am zweiten Tage erhielt Reischel die Genehmigung, das Land bereisen zu dürfen.

**\* Eine Kasse um 400,000 Mark.** In London wurde dieser Tage im Krystallpalast die 22. National-Kassenchau abgehalten. Es waren nahezu 600 Kassen ausgestellt. Bei einer der Kassen war der Preis mit 20,000 Pfund Sterling angegeben. Eine 400,000-Mark-Kasse, das geht noch über Ormoude, „das Pferd des Jahrhunderts“, jenen Vollbluthengst des Herzogs von Westminster, der im Sommer 1889 um den Preis von 340,000 Mark nach Südamerika verkauft wurde.



### Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Professor Robert Koch theilt das Schicksal aller großen Entdecker: noch hat er über sein Verfahren zur Heilung der Tuberkulose nichts veröffentlicht und schon sind ihm Nebenbuhler entstanden, welche ihm das Verdienst zur Erfindung streitig machen wollen. So lesen wir in englischen Blättern eine Depesche aus Philadelphia, welche mittheilt, daß der amerikanische Arzt Prof. Samuel G. Dixon die Autorität des Verfahrens der Schutzimpfungen gegen Tuberkulose für sich reklamirte; er habe solche Impfungen mit Erfolg angewendet, darüber eine Studie veröffentlicht und dieselbe dem Prof. Koch zugesandt, welcher — so argwohnt der Amerikaner — seine Wissenschaft aus dieser Studie geschöpft haben dürfte. Auch von Professor v. Schrötter in Wien heißt es, daß er, unabhängig von Koch, ein Heilverfahren gegen die Lungenschwindsucht entdeckt habe und nächster Tage in der Wiener medizinischen Gesellschaft mittheilen wolle. Sein Mittel soll aus einer Mischung von Cyanwasserstoffsäure bestehen; man wird gut thun, seine Publikation abzuwarten. Prof. Koch wird, wie der „Post. Ztg.“ von unterrichteter Seite mitgetheilt wird, das Ergebnis seiner Heilversuche wahrheitsgemäß in der Mittwoch-Sitzung der „Medizinischen Gesellschaft“ vom 26. d. M. durch mündlichen Vortrag der ärztlichen Welt Berlins mittheilen. Ueber die Ergebnisse hat er zweimal dem Kaiser persönlich Bericht erstatten müssen. Nach der „Post“ hielt der Schwiegerohn Kochs, Oberstabsarzt Dr. Büßel vor einigen Tagen

vor einem Kreise der Offiziere des Kriegsministeriums einen Vortrag über die Entdeckung seines Schwiegervaters bezüglich der Tuberkulose und aller Infektionskrankheiten. Demzufolge wird für sämtliche Schwindsüchtige der Garnison Berlin eine Ambulanz unter Leitung Koch's eingerichtet. Aus Frankfurt wird bereits über einen Fall der Heilung berichtet. Der dortige Arzt Dr. Libberz, der mit Koch die neue Methode praktisch ausübt, hat in einer frankfurter Klinik am Dienstag bei veraltetem Gesichtslupus das Koch'sche Verfahren angewandt. Ueber den Verlauf des Heilverfahrens berichtet der frankfurter „Generalanzeiger“: Das ärztliche Beobachtungszimmer, wo die sechszehnjährige Patientin lag, konnte kaum die Zahl der Gelabenen fassen. Schon die oberflächliche Beobachtung ergab, daß im Organismus sich gewaltige Veränderungen vollzogen. Die höchste seit Dienstag festgestellte Temperatur war 39,3 Grad. Sonst befand sich die Patientin wohl und munter. Die örtlichen Erscheinungen haben sich seit gestern wesentlich geändert. Die weißen Bläschen waren eingesenken und theilweise verschorft. Keinem der im Dienste der Heilunde erfahrenen und ergrauten Aerzte war zweifelhaft, daß in dem Körper der Patientin etwas Außerordentliches vorgegangen. Nach 24stündiger Einwirkung eines Impfstoffes eine so äußerlich sichtbare Veränderung und Besserung! Ein Desigramm erwünschter Flüssigkeit hatte genügt, diesen Erfolg herbeizuführen. Von autoritativer Seite erhält die Frankfurter Zeitung folgende Mittheilungen: Die Publikation Koch's erfolgt bereits in den nächsten Tagen. Der Impfstoff wird von Koch und seinen Mitarbeitern hergestellt und sämtlichen Aerzten unversehrt zugänglich gemacht. Der Preis des Fläschchens mit 20 bis 30 Injektionen beträgt vorläufig 25 M. Der Erfolg ist bei frischen Fällen der Lungentuberkulose absolut sicher. Das Verfahren ist von höchster Bedeutung für diagnostische Zwecke. Der Impfstoff tödtet nur Tuberkelbacillus. Nichttuberkulöse Krankheitserscheinungen zeigten keinerlei Reaktion auf angewandte Mittel.

— Die Entscheidung über den Schillerpreis wird mit Genehmigung des Kaisers, dem „Staats-Anz.“ zufolge, erst in einiger Zeit bekannt gemacht werden.

h. Berlin, 11. Nov. Würdiger als in früheren Jahren wird der Schillerstag diesmal von unseren Bühnen begangen werden. Das Schauspielhaus brachte den prächtig inszenirten „Wilhelm Tell“ und das Berliner Theater bot mit „Sabale und Liebe“ seine bisher beste Aufführung. Zwar der früher musterhafte Präsident des Hrn. Barnay ist etwas verblasst, der freche Cynismus des Nococo fehlt der Gestalt; aber der kluge und kalte Künstler ist hier doch weit besser an seinem Platze als in Leidenschaftsrollen. Hr. Ritterwurzer schuf aus dem Wurm die padende Karrikatur subalternen Schurkenhaftigkeit und geschmeidig grinsender Tücke. Leidenschaftlich, stolz und ebel verkörperte Frau Franziska Elmenreich die Lady Milford; ihre große Lebensbeichte errang den größten Erfolg des Abends. Schlimmer sah es im Hause Miller aus, wo Liebespaar hatte des Schillerischen Feuergetzes keinen Hauch verspürt und die alte Millerin verfiel in den Poffenstil. Trotz diesen Mängeln aber war der Gesamtindruck der Vorstellung doch ein günstigerer als der der früheren Aufführungen des „Berliner Theaters“. Das Haus war dicht besetzt, und nach so vielen verfehlten „sozialen“ Dramen wirkte das jugendspühende Meisterwerk des mannheimer Theaterdichters mit elementarer Macht. Hier wird das moderne bürgerliche Trauerspiel anzuknüpfen haben, wenn ihm Großes und Dauerndes gelingen soll.

— Kleine Theaternachrichten. In Meiningen wurde vorgestern zum ersten male Lessing's „Rathen der Weise“ gespielt. Die Titelfigur gab Dr. Ludwig Willner, früher Privatdozent für deutsche Philologie an der Universität Münster. — Das Lustspiel „Schiller und Lotte“ von R. G. W. Denzen ist Montag abend im Leipziger Stadttheater mit großartigem Erfolg aufgeführt worden.

Die wiener Grillparzer-Gesellschaft beabsichtigt anlässlich des 100. Geburtstages des Dichters (15. Jan. 1891) die Auführung der Werke desselben an deutschen Bühnen zu veranlassen. Das Burgtheater sagte bereits einen Grillparzer-Cyklus zu, ebenso die Hoftheater in Berlin und in München, sowie das Hamburger Stadttheater. Hoffentlich schließt sich auch das halle'sche Theater dem schönen Plan an.

\* Trauer und Treue. Gedichte zur Feier der Geburts- und Sterbetage der deutschen Kaiser weiland Wilhelm I. und Friedrich III., sowie des Geburtstages Sr. Maj. des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm II. (Mit einem Anhang.) Für höhere Schulen und für Vereine ausgewählt, von Dr. Karl Menge, Rektor des Progymnasiums zu Poppard. Leipzig, B. G. Teubner, 1890. Geb. 2 M.